

Martina Baur-Schäfer - Vortrag Hameln 25.9.2012

Sie wird nah bei den Menschen sein...

Gedanken zur Kirche im 21. Jahrhundert

Die Deutsche Bauzeitung, eine Zeitschrift für Architekten und Bauingenieure, beschreibt in ihrer Augustausgabe eine in Helsinki im Mai fertig gestellte Kapelle der Stille mit folgenden Worten (ich zitiere in Auszügen“: „Vielleicht ist das die Zukunft des Sakralbaus im weltlichen West-Europa? Eine Kapelle mitten im berühmtesten Einkaufsviertel des Landes, **ohne Gemeinde, ohne Pfarrer und ohne Gottesdienst**: Nur ein 270 m² großer, urbaner „Raum der Stille“ – das ist die neue Kapelle aus Holz nahe dem Hauptbahnhof... Die neue Kapelle ist ein Ort der Einkehr mitten in der Großstadt... Der schützende, 11 m hohe, ovale Sakralraum wird durch ein schmales, umlaufendes Lichtband von oben mit gefiltertem Tageslicht versorgt. .. Einziger Schmuck ist das silberne Altarkreuz von Antti Nieminen und ein Altartuch und andere Textilien von Tiina Uimonen. Ein Sozialdienst und von den örtlichen Gemeinden entsandte Betreuer stehen bei Bedarf den Einkehrenden Rede und Antwort... Mit der Kapelle... ist nicht nur eine sehr schöne, sehr reduzierte, sehr finnische, hölzerne, moderne Raumschöpfung gelungen, sondern auch ein neuer, zeitgenössischer Typus von Sakralraum“.¹ Zitat Ende.

Eine Kapelle ohne Gemeinde, ohne Pfarrer und ohne Gottesdienst als neuer zeitgenössischer Typus von Sakralraum die Zukunft der Kirche?

Im ersten Moment dachte ich: na ja, das entspricht dem, was ich in vielen Gesprächen mit Menschen höre, und ich will Ihnen einige Beispielsätze nennen:

„Für meinen Glauben brauche ich keine Institution Kirche.“

„Ich beschäftige mich viel mit Religionen und habe mir überall das herausgenommen, was mir hilft, mein Leben zu gestalten.“

„Dieses miefige Vereinsleben der Kirche hat doch nichts mit Gott zu tun, das ist doch menschengemacht. Ich suche mir mal hier, mal da Orte, wo ich bete, Gottesdienst brauche ich nicht.“

Die Zeitschrift „Psychologie heute“ titelte bereits im Juli 1995 „Was Gott ist, bestimme ich!“ Der Theologe und Philosoph Dr. Heinzpeter Hempelmann kommentiert diesen Triumph der Individualität in einem Aufsatz folgendermaßen: „Gott, das, woran man sich orientieren kann; Gott, das, was im Prinzip für alle Bedeutung hat, gibt es nicht mehr... Mit Gott ist nicht nur der christliche Gott gemeint, sondern alles, was einen allgemeinen Anspruch erhebt; was verpflichtet, was Orientierung zu geben vermöchte... Wirklich ist nur noch das Individuum, sind seine Interessen, sein Wille zur Macht, zur Selbstbehauptung, sein Trieb, sich durchzusetzen. Nietzsche sagt: „Das Individuum ist das Absolute“, eben weil es das Absolute, Gott, nicht mehr gibt.“²

Vielleicht kennen Sie auch diesen von vielen Menschen geäußerten Gedanken, daß das Göttliche in uns selbst zu entdecken sei – dazu nochmals Hempelmann: „Gott ist nicht mehr über dir, sondern in dir. Gott ist nicht das, was dir kritisch gegenübersteht; du selbst bist Teil von Gott, ja selber Gott... Und worin könnte sich das eher zeigen als darin, dass nicht mehr Gott der Schöpfer des Menschen ist, sondern der Mensch Schöpfer Gottes; jeder Mensch, jedes Individuum schafft sich, bildet sich den Gott, der ihm paßt, zu ihm

¹db deutsche bauzeitung, Zeitschrift für Architekten und Bauingenieure, Hrsg Vereinigung freischaffender Architekten Deutschlands e.V., Ausgabe 08.2012, ISSN 0721-1902, Seite 59

² Dr. Heinzpeter Hempelmann, „Nachchristliche Lebenswirklichkeit als Horizont der Verkündigung des Evangeliums“, www.heinzpeter-hempelmann.de, Manuskripte

passt. Gott – das ist nichts anderes als ein Ausdruck der Individualität des Menschen, seines Geschmacks, religiöser Mode.“³

Wenn wir danach fragen, wie die Kirche im 21. Jahrhundert aussehen kann und soll, ist also die **Individualität ein erstes Kennzeichen der Lebenswelt**, in der diese Kirche sich positioniert. Ich bin sicher, auch Ihnen werden viele Assoziationen dazu einfallen, dass das Individuum in unserer Zeit absolut gesetzt ist. Werbeslogans wie „...weil ich es mir wert bin“, Sätze im Alltagsgespräch wie „Du musst an Dich denken, Du musst tun, was Dir gut tut“. Popsongs mit Zeilen wie „Ich breche alle Regeln, die ich nicht gemacht habe“ von Madonna, die Unverbindlichkeit von Umgangsformen und vieles mehr. Uns ist ein gemeinsamer, verbindender, überindividueller Horizont verloren gegangen. Unter diesen Bedingungen, so scheint es jedenfalls, reicht es völlig aus, in unserer lauten und hektischen Welt die Kirche in Form eines Ortes der Stille anzubieten, in der jede und jeder zur Ruhe kommen und mit seinem oder ihrem Gott in Dialog treten kann. Kombiniert mit der Möglichkeit, bei Bedarf einen Sozialarbeiter als Ansprechpartner zu finden, ist dann für alle Bedürfnisse gesorgt.

Wie eine Gegenbewegung dazu finden wir gleichzeitig eine religiöse Gesamtsituation vor, in der extreme Gruppierungen dominant auftreten. Salman Rushdie, der indisch-britische Schriftsteller, dessen Werk „Die satanischen Verse“ 1989 dazu führte, dass der iranische Staatschef Khomeini ein Todesurteil gegen ihn aussprach und die Muslime in aller Welt zur Vollstreckung aufrief, schreibt in einem Artikel der aktuellen Ausgabe der Zeitung „Die Zeit“: „Wir leben in einer Gesellschaft, deren Plage die Rückkehr der Religionen ist. Nicht nur des Islams. In Amerika sehen Sie die Erstarkung der christlichen Rechten, in Indien eine Erhebung des rechten Hinduismus. Pakistan ist heute ein dunkler Ort.“⁴ Hintergrund für den Artikel in der „Zeit“ sind die Reaktionen radikaler Muslime auf das Schmäh-Video über den Propheten Mohammed. Wir diskutieren öffentlich darüber, ob Proteste gerechtfertigt seien oder ob in unserer demokratischen Gesellschaft Kritik und damit auch karikierende Darstellungen unter dem Recht der Meinungsfreiheit hinzunehmen seien. Mich persönlich würde noch mehr interessieren, ob wir zu einem gesellschaftlichen Grundkonsens darüber kommen könnten, dass Töten und Gewalt kein Mittel der Auseinandersetzung sein dürfen. Proteste und Empörung scheinen mir verständlich, wo jemand sich im Innersten gekränkt fühlt. Aber berechtigt das einen Menschen, einen anderen zu töten?

Religion als Plage, weil sie dazu herhalten muss, eigene Intoleranz und Unfähigkeit zur Auseinandersetzung ideologisch zu überhöhen. Wir haben, so scheint es mir jedenfalls, zu lange Zeit geglaubt, Dialog bedeute, man müsse sich in allem einig sein, müsse nur auf das Gemeinsame schauen, das praktizieren, was uns eint. Ich habe von einer Grundschule gehört, die der religiösen Vielfalt ihrer Schüler jetzt dadurch gerecht werden will, dass sie anstelle einer Weihnachtsfeier ein Winterfest feiert. Hilft es uns zum wechselseitigen Verstehen, wenn wir uns auf die gemeinsame Schnittmenge beschränken? Wir leben, und das ist ein **zweites Kennzeichen der Lebenswelt**, in der unsere Kirche sich positioniert, in einer Zeit **ethischer und weltanschaulicher Pluralität**.

Aber wo wir früher um die Wahrheit gestritten haben, enden heute viele Diskussionen mit der Aussage, „So denkst du, ich habe eben eine andere Meinung“. Auf Wahrheit zu pochen, bedeutet schnell, intolerant zu sein und als engstirnig abgestempelt zu werden. Es gibt doch viele Wahrheiten, jede und jeder hat seine eigene und eben auch das Recht auf seine persönliche Wahrheit.

³ dito

⁴ „Die Zeit“ Nr. 39, 20.9.2012

Einerseits hat diese Weite im Denken eine befreiende Wirkung, finde ich. Niemand muss sich mehr rechtfertigen dafür, dass er anders denkt. Es ist selbstverständlich geworden, dass viele Meinungen, viele Stile nebeneinander existieren. Das beginnt bei banalen Dingen wie Kleidung, Einrichtung, Essensvorlieben, und es geht eben bis hin zu der Art, wie wir unser Leben leben und er-leben, wie wir uns einen Sinn für unser Leben suchen - denn dass unser Leben von allein einen Sinn hat, weil es uns von Gott geschenkt ist, das können viele Menschen nicht mehr begreifen oder spüren.

Andererseits schafft diese Weite im Denken eine unbarmherzige Ausgangslage, der nicht jeder Mensch gewachsen ist. „Psychologie Heute“ beschrieb 1997, dass unsere Gesellschaft zwar einen riesigen Markt an Möglichkeiten eröffnet, gleichzeitig aber dafür sorgt, (ich zitiere) „dass er nur von Selbstbewussten betreten wird... Wer an sich zweifelt und über seinen Wert als Beziehungs-Partner verunsichert ist oder wer einfach nicht gelernt hat, wie man soziale Kontakte nutzt, der zieht die Selbst-Isolation der befürchteten Zurückweisung vor“.⁵

So brauchen wir uns nicht zu wundern, dass der Single-Anteil unserer Gesellschaft drastisch gewachsen ist. 20% unserer Bevölkerung leben als Singles, in Großstädten finden sich, besonders in der City selbst, häufig über 50% Singles. Und auch wenn Partner-Vermittlungsagenturen boomen, so steigt doch der Anteil der Singles, die dieses Leben einer Partnerschaft oder Ehe vorziehen, weil sie ihr Leben eben vollständig allein gestalten können.

Ein **drittes Kennzeichen unserer Lebenswelt**, das mir für die Frage nach der Kirche im 21. Jahrhundert wichtig zu sein scheint, ist die **Fragmentierung unserer Welt in unzählige Milieus und Sub-Milieus**. Die Studien der EKD, besonders aber auch die sehr anschauliche Sinus-Studie, die die Katholische Kirche herangezogen hat, zeigen eine Vielfalt unterschiedlicher Gruppierungen, die sich durch Alter und Geschmack, durch weltanschauliche Orientierung und Handlungskonzepte unterscheiden. Es war für uns alle – ich glaube, Ihnen wird das auch so gegangen sein – eine Befreiung zu verstehen, dass wir nicht nur in unseren Gemeinden nicht jeden Menschen erreichen **müssen**, sondern dass wir das sogar **gar nicht können**, weil eben der Traditionalist und der Performer, der Hedonist und der Konservativ-Etablierte einfach nicht zusammenpassen. Für manche Gemeinden hatte diese Befreiung auch die Konsequenz, dass sie sich selbstbewusster auf nur eine Zielgruppe konzentrieren konnten, wenn sie z.B. in einem sehr homogenen Stadtteil angesiedelt waren. Und auch für die Stadtkirchenarbeit oder Citykirchenarbeit waren die Milieustudien hilfreich, um zu verstehen und zu begründen, welche Zielgruppe in der Innenstadt angesprochen werden sollte. Gleichzeitig hat unsere Kirche durch die Ausrichtung auf immer kleinere Milieus an manchen Stellen eine sehr zerklüftete Gestalt angenommen, zahllose kleine Kreise existieren nebeneinander, Hauskreise sind innerhalb und außerhalb der Kirche entstanden. Das klassische Modell des **einen** Gottesdienstes für alle ist längst überholt, die meisten Gemeinden bieten zumindest Familiengottesdienste, manche auch Jugendgottesdienste an, manche Kirchenkreise haben eigene Jugendkirchen eingerichtet – Sie werden Ihre eigenen Beispiele mühelos assoziieren können, denke ich.

Als **viertes Kennzeichen unserer Lebenswelt** möchte ich den **Traditionsabbruch** benennen. Ein Pfarrer berichtet, dass bei Konfirmanden selbst aus gutsituierten, gebildeten Familien praktisch keinerlei Vorkenntnisse über das Christentum oder die Bibel mehr vorhanden sind. Eine Krankenhauseelsorgerin hat auf der Rückseite ihres

⁵ „Psychologie Heute“ Heft 11/1997, S. 3

Gottesdienstblattes eine Anleitung zum Beten und sagt mir auf meine Frage, warum sie so etwas Banales verschriftlicht habe, dass viele Patienten genau danach fragen würden: wie das denn gehe, wenn man mit Gott ins Gespräch kommen wolle, ob man feste Texte aufsagen müsse oder einfach so mit ihm reden könne, ob es eine bestimmte Körperhaltung brauche, einen bestimmten Ort, Eingangs- oder Abschlussfloskeln. Eine Schulpfarrerin erzählt, dass sie von Eltern ihrer Schüler gefragt worden sei, wie man das mit dem Christentum denn daheim im Alltag praktizieren könne. Eine Sexualpädagogin eines Diakonischen Werkes berichtet aus der Arbeit mit Jugendgruppen, dass die Jugendlichen sehr stark beschäftigt seien mit den Fragen, was gut sei, was moralisch sei, wie man sich als Mann oder als Frau richtig verhalten könne. Ein Pfarrer fragt im Vorgespräch zu einer Trauung das Paar, ob sie das Glaubensbekenntnis könnten, und der Mann sagt: „Ja klar, Vater unser im Himmel...“. Und ich bin nicht sicher, ob jede und jeder von uns hier im Hamelner Münster auf Anhieb die 10 Gebote vollständig und in richtiger Reihenfolge aufsagen könnte.

Vielleicht fragen Sie sich jetzt, warum die Menschen denn dann nicht einfach sonntags in den Gottesdienst kommen, denn dort predigen doch Pfarrerinnen und Pfarrer genau über diese Themen. Aber vielleicht hat mein Vortrag bereits einige Aspekte als Antwort auf diese Frage skizziert. Wir kommen jedenfalls später noch darauf zurück.

Fünftes und letztes Kennzeichen unserer Lebenswelt, das mir für den heutigen Vortrag wichtig scheint, ist die veränderte **Bedeutung des öffentlichen Raums** in der Stadt. Wir erleben zwei unterschiedliche Veränderungen: zum Einen wird öffentlicher Raum zunehmend privatisiert: manche Einkaufspassagen werden z.B. nachts abgeschlossen oder sind für bestimmte Bevölkerungsgruppen wie Obdachlose nicht zugänglich. Zum Anderen erheben Menschen Anspruch auf öffentliche Räume, denken Sie z.B. an die Auseinandersetzungen um den neuen Stuttgarter Hauptbahnhof oder an Flashmobs, die im Internet spontan verabredeten Aktionen, zu denen manchmal tausende von Menschen kommen. So haben meiner Kenntnis nach vor nicht allzu langer Zeit 2000 Menschen spontan auf der Kölner Domplatte eine Kissenschlacht veranstaltet.

„Stadtzentren sind aufgeladene Räume. Der zunehmend harte Wettbewerb um die Nutzung des öffentlichen Raums oder die Verdichtung von Angeboten rund um die Uhr zeigen, dass die City mehr ist als ein neutraler Kommerz-, Kultur- und Erlebnisraum. Hier artikulieren sich die spannungsreichen Themen einer Gesellschaft, die mitten im Umbau ist. Konzentriert auf oft wenige hundert Quadratmeter demonstrieren Bürgerinnen und Bürger ihre Ansprüche auf Teilhabe, auf Konsum, auf Glück und zunehmend auf politische Mitgestaltung,“⁶so beschreibt es der Einladungstext zu einer Fachtagung des Netzwerks Citykirchenprojekte im April 2012 in Stuttgart.

Der Bochumer Pastoraltheologe Prof. Dr. Matthias Sellmann charakterisiert die städtische Situation und die Konsequenzen auf das Handeln der Kirche in der Stadt 2006 in einem Vortrag unter dem Titel „Touch and go – Ein urbaner Blick auf die Welt, in der wir leben“ folgendermaßen: „Die vorherrschende Erfahrung des Raumes in der Stadt ist die Erfahrung des Gemachten und Genutzten... Alles, was man sieht, ist durch Menschen und Maschinen geschaffen. Nichts verweist von sich aus auf eine Fremdordnung. Das, was gewachsen ist, ist nicht von einer Naturordnung her gewachsen, sondern es ist im ständigen Machen gewachsen... Der Tag/Nachtrhythmus des Lichtes ist durchbrochen, die Nacht wird zum Tage gemacht... In Städten gibt es keinen ungenutzten Raum, alles ist einer strategischen zweckrationalen Sinngebung unterworfen. Im Unterschied zum Land

⁶ Einladungstext der Fachtagung des Netzwerks Citykirchenprojekte unter dem Titel „Was bewegt die Stadt? Kirche – Akteurin in der City“ von 25.-27.4.2012 in Stuttgart

herrscht eine große Dichte an Interaktionsmöglichkeiten; die City bündelt das administrative, das ökonomische, das kulturelle und das juristische Zentrum. Über dieses zweckrationale Styling des Raumes wird die Stadt zum Inbegriff der Säkularität... Die Stadt präsentiert die radikale Alternative zu einem Weltentwurf der Geschlossenheit: Wo dieser den Singular setzt (z.B. ein Gott, ein Ehepartner, eine Lebensentscheidung, ein Volk), da setzt die Stadt den Plural (viele Götter, wechselnde Partner, Entscheidungen als befristete Projekte); wo dieser Orientierung, aber Sozialkontrolle setzt, da setzt die Stadt Unübersichtlichkeit, aber Selbstbezug;... wo der metaphysische Weltentwurf das Ganze und die Mitte verspricht, setzt der säkulare Weltentwurf der Stadt auf das Fragment und die jeweilige Verschiebbarkeit der Mitte, auf die Episode, auf den Ausschnitt.⁷ Was einem in der Stadt fehlen kann, ist das Aufgehen in einer nicht von Menschen geschaffenen Fremdordnung: in der Natur, der Psyche oder der Religion finden sich Gegenüber zum Geschaffenen oder Schaffbaren. Das „zu Glaubende aber fällt nicht vom Himmel, sondern ist aktiv, kreativ und intelligent zu entwickeln.“⁸ Und, besonders wichtig: „Wir haben es gerade in der Stadt mit Menschen zu tun, die ihre religiöse Suche eigenständig organisieren... Das bedeutet: Wir haben es mit aktiven, intelligenten und kreativen Einzelnen zu tun, die sich religiös selbst ermächtigen und Regisseur ihres Tuns und Glaubens bleiben wollen... Der (städtische) Flaneur auf der Suche nach mentalen Angeboten sucht auf dieser Spur keine Ersatzfamilie, keine Freunde und keinen Stammtisch. Er will als Einzelner angesprochen und inspiriert werden. Es geht ihm um freundliche einladende Ansprache, aber sein Gegenüber soll fremd bleiben.“⁹

Sellmann zieht aus diesen Beobachtungen den Schluss, dass die Kirche mit vier Schwerpunkten auf die besondere Situation der Stadt eingehen kann: "Spiritualität – Kommunität – Kontinuität – Caritas: das sind vier Ansatzpunkte..., die man konkret umsetzen kann: Beim Einzelnen ansetzen, der sich selber inszeniert; konkrete und wiederkehrende Antreffbarkeiten organisieren; vor allem biografisch bedeutsame Rituale anbieten; und den Ärmsten wirksam zur Seite stehen.“¹⁰

Individualisierung, Pluralisierung, Fragmentierung, Traditionsabbruch und die Bedeutung des öffentlichen Raums – welche Gestalt kann und soll unsere Kirche im 21. Jahrhundert unter diesen Bedingungen haben? Welchen Aufgaben soll sie sich stellen? Und wie kann und soll sie das tun?

Auf der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Vancouver 1983 kam es zu einer Einigung der christlichen Kirchen auf einen „konziliaren Prozeß gegenseitiger Verpflichtung auf Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.“ Ohne hier auf die Hintergründe des konziliaren Prozesses eingehen zu wollen, meine ich, damit sind drei zentrale Themen genannt, die wir als Christen aus unserem Glauben heraus in unsere Gesellschaft einzubringen haben. Es sind Themen, die bereits in der Bibel eine zentrale Rolle spielen, und sie sind heute so aktuell wie zu jeder anderen Zeit. Ich denke z.B. an den Reichtums- und Armutsbericht unserer Bundesregierung aus der vergangenen Woche: dass immer mehr Reichtum auf immer weniger Menschen konzentriert ist, während Staaten von finanzieller Pleite bedroht sind und die Zahl armer Menschen zunimmt, ist nicht nur ein politischer Skandal. Wir sind Teil einer Kirche, die Verkündigung **und** Diakonie als zwei zentrale Pfeiler hat. Dass wir als Christen Gutes tun,

⁷ Prof. Dr. Matthias Sellman, Touch and go – Ein urbaner Blick auf die Welt, in der wir leben, Vortrag zur Fachtagung des Netzwerks Citykirchenprojekte von 26.-28.4.2006 in Dortmund,

⁸ dito

⁹ dito

¹⁰ dito

ist nicht ein persönlicher Spleen oder Folge unserer Gutmütigkeit, sondern es erwächst aus unserem Glauben. Ohne Handeln für unseren Nächsten wären wir keine Christen. Wir haben Kollekten im Gottesdienst, weil wir nie nur unsere eigene religiöse Vervollkommnung im Blick haben können, sondern im eigenen Lernen und Wachsen stets den Anderen im Blick haben, der in Not sein könnte. Wir haben Fürbittgebete in unserer Liturgie, weil wir nicht für uns allein feiern können, ohne für die zu bitten, die gerade keinen Grund zum Feiern haben. Und wir sind als Christen gerade **der** Teil der Gesellschaft, der die kritische Rückfrage stellen kann und muss, ob diese Gesellschaft noch auf dem richtigen Weg ist. Das sagen uns zum Beispiel viele Menschen, die deshalb wieder in die Kirche eintreten, weil – und ich zitiere aus einem Eintrittsgespräch mit einem jungen Mann – „weil die Kirchen die einzige gesellschaftliche Kraft sind, die Ungerechtigkeit offen ansprechen und für diejenigen eintreten, die keine Lobby haben“.

Wie kann das geschehen, dass wir als Kirche für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung eintreten? Ich denke, auf jeder Handlungsebene: in unseren eigenen Veranstaltungen und Gottesdiensten, in denen wir z.B. aktuelle Ereignisse aufgreifen und kommentieren können. In unseren Gebeten und Fürbitten. Indem unsere Verantwortlichen sich in gesellschaftliche Gremien einbringen. Indem jede und jeder von uns Unrecht nicht unkommentiert lässt, sondern mit den eigenen Möglichkeiten dafür eintritt, dass Recht geschieht. Indem wir unsere Gemeindeglieder daran erinnern, dass unsere Demokratie über unser Wahlrecht von uns mitgestaltet werden kann und wir uns vor Wahlen über die Ziele von Parteien kompetent machen.

In Bonn forderten z.B. Diakonisches Werk und Caritas vor einigen Jahren einen runden Tisch zur Kinderarmut. Die politische Spitze der Stadt war zunächst amüsiert: Bonn sei eine gutsituierte Stadt, in der es keine Kinderarmut gebe. Die Sozialverbände blieben hartnäckig, konnten ihre Wahrnehmung von Missständen belegen. Heute gibt es u.a. mit dem Projekt „Robin Good“ einen gemeinsamen Kinder- und Familienfonds des Diakonischen Werkes und des Caritasverbandes, der Familien aus der Region Bonn hilft, die in eine Notlage geraten sind.

Stadtkirchen sind mit ihrer zentralen Position in den Innenstädten geradezu prädestiniert, Öffentlichkeit zu schaffen für schwierige Themen. Sie können mit besonderen Gottesdiensten, mit Aktionen, mit Ausstellungen oder Veranstaltungen Fragestellungen aufgreifen, die in der jeweiligen Stadt von Bedeutung sind. Sie werden auch häufig gern genutzt als Moderatoren in solchen Fragen, weil bei allem Bedeutungsverlust der Kirchen Pfarrerinnen und Pfarrer doch noch als glaubwürdig gelten und nicht dem Verdacht unterliegen, nur ein eigenes Interesse zu verfolgen. Und Stadtkirchen haben außerdem den großen Vorteil, durch ihre unverbindliche, passagere Arbeit nicht einer Kerngemeinde verpflichtet zu sein, sondern andere Menschen immer wieder neue Formen mit entwickeln lassen zu können. Dies war ja ein wesentliches Ergebnis der Sinus-Studie, dass nämlich selbst die traditionell kirchlichen Milieus nicht daran interessiert sind, zu fertigen Veranstaltungen als Publikum eingeladen zu werden oder bei den üblichen kirchlichen Kaffee-Nachmittagen mit Vorträgen beschallt zu werden. Statt dessen würden sie sich am ehesten kirchlich engagieren, wenn sie mit ihren Kenntnissen, ihrer Kompetenz angefragt wären. Beteiligung statt Versorgung!

Bei allen Gemeinsamkeiten sind Stadtkirchen sehr unterschiedlich profiliert. Sie orientieren sich an den lokalen Gegebenheiten, an den gewachsenen Strukturen, an den persönlichen Möglichkeiten ihrer Mitarbeitenden und gewinnen so völlig unterschiedliche Gestalt. Lassen Sie mich eine Reihe von Beispielen nennen, wie Kirchen in den Innenstädten Kontaktflächen zu Menschen gestalten, die nicht sowieso schon in den Kerngemeinden beheimatet sind.

In **Kiel** z.B. gibt es die evangelische Nikolaikirche. Die Gemeinde hat vor einigen Jahren entschieden, die vielen unterschiedlichen Räumlichkeiten – Verwaltung im einen Gebäude, Gemeindehaus an einem anderen Ort, Kirche selbst wieder an anderer Stelle – zu konzentrieren: wer mit St. Nikolai etwas zu tun haben will, soll in der Kirche selbst seine Ansprechpartner finden. So hat man in der Sakristei das Gemeindebüro untergebracht, in Turmzimmern das Büro des Pfarrers und anderer Mitarbeiter, in einem Seitenschiff die Möglichkeit, mit Tischen und Stühlen einen Versammlungsort für die gemeindlichen Gruppen und für öffentliche Veranstaltungen zu stellen. In einer Seitenkapelle ist dabei stets ein Raum der Stille abgeteilt, in dem Menschen auch dann Ruhe zum Gebet finden, wenn gerade im Kirchraum etwas anderes stattfindet. Kirche da, wo der Kirchturm auch ist!

In **Basel** gibt es mit der St. Elisabethen-Kirche eine offene Kirche, die vor Grenzüberschreitungen keine Scheu hat. Sie bietet Segensfeiern für Schwangere und Gottesdienste für Mensch und Tier, sie ist Ort der lesbischen und schwulen Basiskirche und Gastgeberin einer ü30-Party, sie macht Handauflegen, Meditationen und Tänze des Friedens, und gleichzeitig ist sie Ort der Essensausgabe für Menschen, die am Existenzminimum leben.

In einer anderen Schweizer Citykirche, ich meine, es wäre die City-Kirche „Offener St. Jakob“ in **Zürich**, entschied man sich sogar, in der eigentlich evangelischen Kirche einen Gebetsraum einzurichten, der durch Symbole und Einrichtungselemente Menschen aller Religionen und Konfessionen offenstehen sollte. Also kein eigentlich christlicher Raum mehr.

In **Dortmund** lebt man in der glücklichen Situation, gleich drei beeindruckende Kirchengebäude in der City zu haben. St. Reinoldi erfüllt die Funktion der eigentlichen Stadtkirche, die die repräsentativen evangelischen Gottesdienste und Veranstaltungen beherbergt und ein Infozentrum für Touristen und Passanten hat. St. Petri ist die Kirche für die Grenzgänger, mit Meditation und Heilung, Tango und Tanz, feministischen Gottesdiensten und Kraftgesängen und gelegentlichen Projekten mit Schamanen oder sonstigen Vertretern anderer religiöser Richtungen. Und die Nikolaikirche kann die klassische Gemeindekirche sein.

Auch in **Stuttgart** verfügt die Evangelische Kirche über drei Kirchen mit unterschiedlichen Schwerpunkten: die Stiftskirche mit einem wunderbar neu gestalteten Kirchenraum und einer ganz ungewöhnlichen Dachkonstruktion ist die Repräsentationskirche Stuttgarts mit den Schwerpunkten Musik, Gottesdienste und Seelsorge. Die Leonhardskirche präsentiert ein für religiöse und gesellschaftliche Fragen sensibles Angebot mit besonderen liturgischen Formen und diakonischen Angeboten wie Vesperkirche, Aidsgottesdienste etc. Die Hospitalkirche dagegen hat den Charakter einer Bildungs- und Experimentalkirche für neue Formen von Spiritualität. Die Katholische Kirche dagegen konzentriert in ihrem Haus an der Eberhardskirche die Bereiche Gastfreundschaft, Seelsorge, Information, Bildung und Kultur in einem wunderbaren Neubau, der die Kirchenaußenmauer als eine Innenwand nutzt und mit einem Trinkwasserbrunnen im großzügigen Foyerbereich an das lebendige Wasser des Evangeliums erinnert.

St. Petri in **Lübeck** wiederum wurde bewusst nicht möbliert, aus ihr sollte keine Gemeindekirche mit Sonntagsgottesdiensten werden. Der leere Raum erlaubt viel Bewegung, sie versteht sich als experimentierfreudige Kulturkirche. Mit den PetriVisionen bietet sie einen urbanen Gottesdienst, der vielleicht gar keiner ist. „Etwas, das sich mit der biblischen Tradition auseinandersetzt, dabei aber nicht einfach verkündigt, sondern kritisch,

offen, künstlerisch mehrsprachig und mehrdeutig das Spannungsfeld von Tradition und Situation bearbeitet“.¹¹ Ein vielstimmiger Themenabend für aufgeklärte Zeitgenossen, in dem beeindruckende Lichtinstallationen, „alte und neue Musik, Lyrik, Tanz und szenische Spiele... die Gestaltung (bestimmen) und... inhaltliche Akzente (setzen). Drei kurze Impulse, religiöse Reden im besten Sinne verbinden alte Motive und neue Fragen. Stimmen aus allen Bereichen des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens kommen zu Wort.“¹²

In **Düsseldorf** finden Sie mit der Johanneskirche eine Stadtkirche, die der leitende Pfarrer Dr. Uwe Vetter gern provozierend als Missionskirche bezeichnet. Provozierend, weil in unserer Evangelischen Kirche im Rheinland das Stichwort Mission doch bei vielen Menschen negative Assoziationen auslöst. Die Johanneskirche ist evangelische Kirche für unkirchliche Menschen, Profilkirche für Interessierte. Sie will mit ihren Angeboten klar als evangelisch erkennbar sein und den Dialog mit den Menschen von dieser klaren Position aus führen. Sie will so eindeutig wie möglich Christentum leben und vorführen und dazu einladen. Dabei bedient sie sich einer interessanten Sprache. Ich möchte Ihnen drei Angebote vorlesen, die mich neugierig gemacht haben. Da ist

1. Der **Bibel-Lese-Kurs**. Er findet jeweils an drei oder vier Abenden statt, man kann an nur einem, aber auch an allen Abenden teilnehmen. Der Kurs jetzt im September hieß „Christen im Wunderland“ und wurde mit folgendem Text angekündigt: „Es gehört zu den wenigen unstrittigen historischen Fakten, dass Jesus, der Christus, Menschen geheilt hat. Selbst Historiker, die nur gelten lassen, was zweifelsfrei belegt, im Prinzip möglich und von unabhängigen Quellen bestätigt ist, trauen den biblischen Schriften hier etwas zu: Jesus hatte die Gabe zu heilen. Er hat Menschen nicht nur seelisch, sondern auch leiblich angerührt, hat ihr Befinden verändert, und das hat Aufsehen erregt und auf ihn aufmerksam gemacht. Die Grenzen zwischen psychischen und körperlichen Krankheiten sind in biblischen Erzählungen fließend. Leblösigkeit und das Leiden unter tiefen Depressionen fließen oft ineinander.“ Die einzelnen Abende stehen jeweils unter einer Themenstellung, der erste Abend hieß „Bechterewsche Rückgratverkrümmung – Krankenheilung mit Notbesetzung am Wochenende“, der zweite hieß „Wundersame Brotvermehrung – 5000 Gäste und nichts im Kühlschrank?“, und der dritte „Psychotherapie mit Tieren – Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“

2. Ein anderes Format ist ein Gottesdienst für junge Menschen von 16 bis 30 unter dem Titel „**Johannesvesper Keimzeit**“:

„Es erwartet Euch eine streng liturgische Feier, wie sie in der Urkirche geliebt und genossen wurde, und die schon nach wenigen Malen vertraut sein wird. Ein Chor leitet und trägt den meditativen vierstimmigen Gesang, der rasch ins Ohr geht. Eine Bibellesung, eine kurze verdichtete Predigt, Evangeletto genannt, dazu Fürbitten unter Verwendung der Gebetswandbriefe der Johanneskirche bilden den Wortteil. Die Abendmahlsfeier gehört immer dazu. Nicht action, dafür eine bewegende Stunde mit außergewöhnlicher Atmosphäre – das steht Euch bevor. Hinterher gibt es Getränke im Café, ohne Eile, bevor mit dem Sonntagabend die Arbeitswoche beginnt.“

3. **Choral Evensong**: „Diese Form des Gottesdienstes stammt aus der anglikanischen Kirche und ist seit tausend Jahren nahezu unverändert erhalten geblieben. Wie das Wort Evensong sagt, gehört diese Andacht in die Abenddämmerung. Nach altem biblischem Zeitgefühl endet ein Tag mit dem Abend. Wenn die ersten drei Sterne am Himmel sichtbar werden, beginnt mit der Nacht eine neue Zeit. An dieser Schwelle kommen Christen zusammen, um den alten Tag zu verabschieden, um ihren Frieden zu machen mit dem, was gewesen ist, und um sich innerlich zu reinigen für das, was kommt. Even meint

¹¹Lübeckkultur – Kultur erleben in der Hansestadt Lübeck, Ausgabe 12/08, S. 12

¹²www.st-petri-luebeck.de/index.php/de/petrivisionen

einerseits den Abend als Zeit-die-nach-dem-Tag-ist. Zugleich steckt im Wort Even das Bild der Ebene, das Ausgleichende, was die Dinge ins Gleichgewicht bringt. In diesem doppelten Sinn laden wir Sie ein, die liturgische Feier zu nutzen, die Seele auspendeln zu lassen, sich zu lösen vom Gewesenen und sich zu besinnen auf das Geschenk eines neuen Tages.“

In **Köln** wiederum gibt es neben der Antoniterkirche als der evangelischen Citykirche ein ganz ungewöhnliches Projekt: Die Leiterin des Stadtteilprojektes „Café Lichtblick“, ein Kirchencafé in Köln-Stammheim, zieht seit einiger Zeit mit einem Bollerwagen über die Spielplätze des Stadtteils. Sie ist erkennbar als evangelische Christin, und sie bringt denen, die auf dem Spielplatz sind, Kaffee und Getränke. Ihre Erfahrung: weil sie sich auf diese Weise erkennbar und ansprechbar macht, wird sie auch tatsächlich angesprochen. Ähnliche Erfahrungen machen übrigens Menschen in den unterschiedlichsten Lebenssituationen. Eine Seelsorgerin in der Psychiatrie erzählt, dass sie manchmal vom Personal mitten auf dem Gang angesprochen wird, z.B. mit der Frage, wie das mit dem Fegefeuer und dem Himmel eigentlich sei. Ich selbst erinnere Geburtstagsfeiern, bei denen ich die religiöse Lebensgeschichte anderer Gäste zu hören bekam, sobald ich erzählt hatte, dass ich für die Kirche arbeite. Sich erkennbar zu machen, zieht es nach sich, dass man damit auch als ansprechbar gilt.

Wenn Sie sich kundig machen, was unter dem Stichwort der Stadtkirchenarbeit oder der Citykirchenarbeit zu finden ist, so werden Sie also die unterschiedlichsten Formate entdecken. Was die Angebote eint, ist der Gedanke, dass Kirche nicht nur im Sonntagsgottesdienst stattfindet. Dass an den Kirchen in der City, in der Fußgängerzone viele Passanten und Touristen vorbeikommen, besonders zu den Geschäftszeiten unter der Woche. Häufig sind es die Kirchen, die nur noch wenige Gemeindeglieder haben, weil die Innenstädte oft Wohnraum zugunsten von Geschäftsraum verdrängt haben. Oft sind es alte Kirchen unter Denkmalschutz und mit wertvoller baulicher Ausstattung, häufig mit großen und imposanten Orgeln, Kirchen, die sozusagen das Gedächtnis der Stadt sind. Oft sind es die Kirchen, in die die Menschen intuitiv gehen, wenn sie durch eine Katastrophe erschüttert sind: zum Beispiel am 11. September 2001, zum Beispiel nach der atomaren Katastrophe in Fukushima, aber auch, wenn Menschen im privaten Umfeld z.B. durch den Tod eines geliebten Menschen in eine Krise geraten sind. In solchen Kirchen werden – egal, ob sie evangelisch oder katholisch sind – Kerzen angezündet, Gebetsanliegen in Bücher oder auf Gebetszettel geschrieben, dort wird ein Moment der Ruhe gesucht oder Gott angeklagt, wie er das Schreckliche zulassen konnte, das einen umtreibt. Bei der katholischen Liebfrauenkirche in Frankfurt zum Beispiel brennen auch alltags hunderte von Kerzen, allein um diesen Anblick zu genießen, gehen viele Menschen dort vorbei, auch wenn sie selbst gar keine Kerze anzünden wollen.

Stadtkirchen sollen davon zeugen, dass wir an mehr glauben als schon ist. Dass wir dem trauen, was Gott in Jesus an Lebensmut verbreiten lässt. Dass wir offen sind für den Geist Gottes, der uns neue Horizonte öffnet. Dass wir immer wieder neu lernen wollen, was die Bibel und die Liturgie uns sagen, und dass wir das Gelernte weitergeben wollen. Sie sind Quellen der Motivation, Werte und Orientierung.¹³

Wir – zumindest wir evangelischen Christen – haben möglicherweise vergessen, daran zu glauben, dass die Kirche mehr ist als das, was man sieht und worunter man manchmal leidet. Dass die Kirche mehr ist als Bürokratie. Wir Protestanten brauchen oft gar keine Fremden, die unsere Kirche kritisieren, denn wir machen sie selbst oft schlecht. In unserer Selbstkritik übersehen wir dann, dass sich auch niemand anders für das begeistern kann,

¹³ Vergl. den Flyer „Eintrittskarte“ der Johanneskirche – Stadtkirche, Martin-Luther-Platz 39, 40212 Düsseldorf

was wir schlecht machen.

Wenn wir selbst uns nicht wert sind, unseren Kirchoraum liebevoll zu gestalten, so dass man ihn gern betritt und sich gern darin aufhält – warum sollte jemand anders ihn gern betreten? Ich denke z.B. an düstere, schmutzige Kirchen (ja, ich weiß, die Sanierungskosten sind oft überdimensional!), an unbequeme Kirchenbänke. Wenn wir selbst nicht mehr gern singen und dem möglichen Erstbesucher unseres Gottesdienstes keine liturgiesichere Gemeinde bieten können, wo soll er sich dann Orientierung für unsere Lieder und Liturgien holen? Wenn unsere Pfarrerinnen und Pfarrer keine Sorgfalt darauf verwenden, interessant und verständlich zu predigen, warum sollte jemand seine Zeit darauf verschwenden, in einer Kirchenbank gegen die Müdigkeit anzukämpfen? Dass wir auf diese Weise kaum jemanden darauf neugierig machen können, dass in der Kirche mehr ist als im Schützenverein, das müsste uns klar sein.

Unser Interesse sollte sein, Menschen einen Gottesdienst anzubieten, der ein beeindruckendes Erlebnis ist, egal, ob es der Gottesdienst einer kleinen Ortsgemeinde oder der einer Stadtkirche ist. Unser Interesse sollte sein, in jeder Begegnung mit einem Menschen der Kirche ein freundliches Gesicht zu geben, egal, ob jemand bei der Mitarbeiterin im Gemeindebüro eine Bescheinigung holen möchte, im Kirchencafé einen Gesprächspartner in einer Notsituation sucht oder im Eintrittsgespräch seine Motivation erklärt, wieder unserer Kirche angehören zu wollen.

Daraus sollten wir Konsequenzen ziehen: z.B. sollten Presbyterien oder Kirchenvorstände ihre Pfarrerinnen und Pfarrer von unnötigen Aufgaben befreien, damit sie sich im Predigen und liturgischen Gestalten von Gottesdiensten fortbilden können. Z.B. sollten wir Mitarbeitende mit besonderen Begabungen auch in ihren Fähigkeiten fördern und einsetzen, anstatt von jedem und jeder die gleichen Arbeiten zu fordern. Z.B. sollten wir alle stolz sein auf andere Gemeinden oder Einrichtungen, die etwas gut machen und auf sie hinweisen, anstatt von der Sorge erfüllt zu sein, dass sie uns womöglich Gemeindeglieder oder Mitarbeitende abspenstig machen könnten.

Bereits 2002 hat uns der hannoversche Stadtsuperintendent i.R. Hans Werner Dannowski darauf hingewiesen, „...dass nur, wenn potentiell jede Gemeinde in einem größeren Verbund – auch wenn es eine Kleinstadt oder eine Großgemeinde ist – die geistige und geistliche Herausforderung sieht, auf Zeit – vielleicht auf ganz begrenzte Zeit – ihren Part in einem gesamtstädtischen Gefüge zu spielen: Dass man nur dann von einer umfassenden City-Kirchen-Arbeit in dieser Stadt sprechen kann.“¹⁴ „City-Kirchen-Arbeit ... beginnt dort, wo eine Gemeinde oder eine Mitarbeiterschaft auf Dauer oder auf Zeit in einen Raum hinaustritt, der nicht mehr intim und überschaubar und nicht mehr automatisch ganzheitlich ist.“¹⁵ Die Gemeinde, die wir eigentlich als „die unter dem Wort Gottes versammelte Gemeinde“ vor unserem inneren Auge sehen, ist „...die Gemeinde als Raum der Intimität, der Überschaubarkeit, der Ganzheitlichkeit von Leib und Seele...“¹⁶. Beides gehört zusammen, und beides braucht fürsorgliche Gestaltung und liebevolle Präsentation.

Nicht jeder Mensch, der etwas Positives an der Kirche wahrnimmt oder erlebt, wird deswegen ein begeisterter Gottesdienstbesucher werden, das haben uns die Milieustudien klar gemacht. Manche Menschen wollen allerdings auch allein deshalb schon zu unseren Kirchen gehören, weil sie die Arbeit wertschätzen, die wir tun, und diese Arbeit regelmäßig unterstützen wollen. Oder weil sie es gut finden, wie unsere Kirche sich öffentlich äußert und zu dieser Kirche gehören wollen. Und selbst wenn die Qualität unserer Arbeit nur uns

¹⁴ Hans Werner Dannowski, „Auf der Suche nach der Stadt, in der Gott nahe ist – Zum Profil der City-Kirchen-Arbeit“, in epd-Dokumentation 18/2002, S. 12

¹⁵ders., S. 16

¹⁶ dito

selbst und Gott zugute käme, wäre es das nicht schon wert?

Kommen wir noch einmal zurück zu der finnischen Kapelle ohne Pfarrer, ohne Gemeinde, ohne Gottesdienst. Was hat denn nun Bedeutung: der „heilige“ Ort? Die gemeinsam gefeierte Liturgie? Die Gemeinschaft? Das soziale Handeln?

Haben Sie einen „heiligen Ort“? Das Münster hier in Hameln? Den Petersdom? Die Klagemauer? In Bonn antworten viele Menschen auf diese Frage, dass der Kreuzgang des Bonner Münsters ihr „heiliger“ Ort sei: ein Ort, nur wenige Meter vom belebten Münsterplatz entfernt, vom Getriebe der Innenstadt durch das Kirchengebäude abgeschottet. Ein Ort, der einen frappt durch die plötzliche Ruhe, mit der man nicht gerechnet hätte mitten in der Stadt. Oft ist es das Unerwartete, das uns einen Ort so besonders erleben lässt: die Ruhe im Kontrast zum umgebenden Lärm und Getriebe der Stadt, die ästhetische Schönheit, das plötzliche Gefühl, dass man den Mauern einer Kirche abspüren kann, dass seit Jahrhunderten darin gebetet wird.

Vielleicht ist es aber auch gar kein Gebäude, gar keine Kirche, die Sie als „heiligen Ort“ benennen würden? Ich denke an die Geschichte von Jakob, der sich auf eine weite Reise gemacht hatte und unsicher in die Zukunft schaute. Müde legte er sich schlafen, den Kopf auf einen Stein gebettet, und er begann zu träumen: Er träumte von einer Leiter, die zu seinen Füßen vom Boden bis zum Himmel hinaufging, auf ihr stiegen Engel auf und ab, und an ihrer Spitze stand Gott und sprach zu Jakob, dass er bei ihm sei und ihn nie allein lasse. Als Jakob erwachte, war er sehr erschrocken und sagte sich: „Gott ist an diesem Ort und ich wusste es nicht! Dies ist eine sehr heilige Stätte und die Tür zum Himmel!“

Wenn Gott überall sein kann, ohne dass wir es wissen, brauchen wir eigentlich keine Gebäude, in denen wir nach seiner Gegenwart suchen. Und doch hat Jakob in der Geschichte das Bedürfnis, aus dem Stein, auf dem er geschlafen hatte, ein Mahnmal zu errichten, das er Beth-el nannte, Haus Gottes. Er schwor, an dieser Stelle ein Gotteshaus zu errichten, wenn er in Frieden wieder zu seinem Vater käme.

Vielleicht braucht ja nicht Gott ein Haus, um darin zu wohnen, sondern wir die Möglichkeit, mit dem Bau eines Gotteshauses Gott ein Zeichen zu setzen? In der Voreifel zum Beispiel hat vor einigen Jahren ein Bauer aus Dankbarkeit für all das, was Gott ihm im Lauf seines Lebens geschenkt hat, auf einem seiner Felder eine Kapelle errichten lassen, die Bruder-Klaus-Kapelle. Es gelang ihm, dafür den Schweizer Star-Architekten Peter Zumthor zu gewinnen, der viele Architekturpreise gewonnen hat und u.a. das Kunsthaus in Bregenz und das Kolumba-Museum in Köln erbaut hat. Mitten auf einem Feld eine Kapelle als Ort der Stille, der Meditation und des Gebets. Wenn Sie sich von weitem nähern, sieht sie eher aus wie ein Getreidesilo. Im Näherkommen entdeckt man die Konturen einer Apsis. Wenn Sie sie betreten, spüren Sie eine besondere Atmosphäre, die die Konzentration auf Gott, auf das Gebet fördern kann.

Aber letztendlich ist die Frage, ob man ein Gotteshaus braucht für die Nähe zu Gott, nicht relevant angesichts der Tatsache, dass wir so wunderbare alte Kirchengebäude wie Ihr Hamelner Münster haben. Und ob nun eher das Gebäude oder die darin gefeierten Gottesdienste, ob die Kontakte zu den Menschen, die dieses Gebäude mit Leben füllen oder die lebendige Gemeinschaft, die Sie miteinander erleben, Ausstrahlung auf Andere haben, die Hauptsache scheint mir zu sein, dass wir unserer Kirche viel zutrauen können, weil sie gründet in einer Kraft außerhalb unserer selbst.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wie wird, wie soll, wie kann die Kirche im 21. Jahrhundert sein? Wenn Sie das Stichwort „Zukunft der Kirche“ im Internet googlen, kommen Sie auf 10.800.000 Ergebnisse! Das ist nicht viel im Vergleich zum Stichwort

„Zukunft des Euro“, das kommt nämlich auf rund 35 Millionen Ergebnisse. „Zukunft der Arbeit“ sogar auf 41 Millionen. Die „Zukunft des dreigliedrigen Schulsystems“ wiederum nur auf knapp 33.000. Aber was auch immer die Gemüter der Internetnutzer beschäftigt - unser Präses (so nennen wir in der Evangelischen Kirche im Rheinland den Landesbischof) Nikolaus Schneider hat kürzlich in einem Interview gesagt, er mache sich keine Sorgen um die Zukunft der Kirche, denn egal, ob sie nun wachse oder schrumpfe, gesellschaftlich bedeutsam oder randständig würde, ob sie es schafft, wie Sellmann es fordert, „überraschend urban zu sein“¹⁷ und dadurch die Menschen neugierig zu machen auf das, was sie erleben, wenn sie den gewohnten Lauf unterbrechen, klar sei, „sie wird nah bei den Menschen sein“!

¹⁷ Prof. Dr. Matthias Sellmann, a.a.O.